



3. Rundbrief

Just Go. Go to see all the beauty in the world

And come back with a suitcase full of wonderful memories.

Hallo zusammen,

Dieses Mal weiß ich ehrlich gesagt gar nicht, wie ich anfangen soll. Das hier wird mein letzter Rundbrief für diesen Freiwilligendienst sein. Verrückt oder? Und weil das eben der Letzte sein wird, möchte ich so viel wie möglich hier hineinpacken – euch mitnehmen, nicht nur in meine Gefühlswelt, sondern auch in meinen Alltag, in die Aufgaben, die ich in der St. Martini Gemeinde erfülle, und in Themen, die die Menschen hier gerade bewegen, beschäftigen, manchmal erschüttern. Wie ich das alles miteinander verbinden soll? Ja, das frage ich mich tatsächlich auch. Aber irgendwie wird das schon werden, ich bastel einfach mal ein bisschen herum. Das beste Resultat von dieser Bastlerei könnt ihr jetzt auf den nächsten Seiten lesen. Viel Spaß beim Durchkämpfen meines Gedankendschungels.

Bevor wir in die letzten Monate und meine Gedanken eintauchen, an dieser Stelle nochmal die Erinnerung, dass auch dieser Rundbrief, meine Gedanken und Erfahrungen widerspiegelt, die nicht mit jedem/jeder übereinstimmen müssen. Jede:r hat eine andere Perspektive auf Situationen und Erlebnisse, seid euch dessen bewusst, nicht nur wenn ihr diesen Rundbrief lest, sondern auch wenn ihr durch euren Alltag geht.



Xenophobie, Brain Drain und das schwere Erbe der Apartheid

In meinem zweiten Rundbrief habe ich euch von Zahlen und Strukturen erzählt: von Bildungslücken, von Wohnungsnot und von einer Ungleichheit, die bis in die Apartheid zurückreicht. Diese Themen haben mich damals bereits beschäftigt; tun sie heute immer noch und werden mich auch in der Zukunft weiter begleiten, denn egal wo ich hinsehe, die Folgen sind überall zu spüren. Damit meine ich nicht nur die Menschen, die mich auf der Straße nach Essen oder Geld fragen, sondern auch die greifbare Stimmung in Teilen des Landes, die momentan geprägt ist durch Negativität. Ganz ehrlich? Wenn ich mir die Politik in diesem Land anschau, kann ich die Negativität zu teilen auch nachvollziehen. Strukturen versagen, Perspektiven fehlen und Frust baut sich auf. Und was machen Menschen, wenn sie sich machtlos fühlen? Richtig! Sie suchen sich Schuldige, die die angebliche Ursache für die Machtlosigkeit sind. Tja und da trifft es dann auch mal Menschen, die noch weniger Macht haben als sie selbst. Das ist ein weltbekanntes Muster, das ich in Deutschland und in Südafrika gleichermaßen beobachten kann. Südafrika ist seit Jahrzehnten Ziel von Migrant:innen aus Zimbabwe, Mosambik, Nigeria und anderen afrikanischen Ländern. Das Land nimmt Menschen auf, die vor Armut, Krisen oder Verfolgung fliehen. Doch statt Solidarität erleben viele von ihnen Ablehnung, Gewalt und Ausgrenzung. Selbstjustizgruppen wie Operation Dudula (isiZulu für „Pushback“) machen ausländische Staatsangehörige verantwortlich für Arbeitslosigkeit und Kriminalität, obwohl Studien diese Behauptungen widerlegen und Migrant:innen lediglich rund vier Prozent der südafrikanischen Bevölkerung ausmachen. Wie Mpho Makhubela vom Consortium for Refugees and Migrants in South Africa es formuliert: „Diese Gruppen nähren sich von den Frustrationen der Menschen und dem Rückgang sozioökonomischer Rechte – nicht von Fakten.“ Fakten sind für diese Gruppen nur Nebensache; sie sehen und spüren die Ungerechtigkeit und verlangen Handlung von der Politik. Die Handlung von der Politik kommt aber nicht oder nur mangelhaft bei der Bevölkerung an. Was entsteht? Frustration. Die Frustration zeigt sich, im Falle von Selbstjustizgruppen wie Operation Dudula, in teilweise gewalttätigen Angriffen, Blockierungen von Gesundheitsstationen und Schulen, in die die Menschen dann nur reinkommen können, wenn sie einen Ausweis vorzeigen. Erst im November 2025 hat das Gauteng High Court einen Gerichtsbeschluss gegen Operation Dudula erlassen, der genau das verbietet und der Richter sprach dabei deutliche Worte: „Menschenwürde hat keine Nationalität.“ Was meint ihr? Hat das geholfen? Spoiler, hat es nicht. Es gab weitere Angriffe. Ganz aktuell sind diese aus April und Mai dieses Jahres. Organisierte Gruppen haben eine erneute Welle der Gewalt gegen afrikanische Migrant:innen ausgelöst: Geschäfte wurden geplündert, Menschen aus ihren Heimen vertrieben, zwei Nigerianer getötet. Zwischen 1994 und 2024 forderten xenophobe Angriffe insgesamt 669 Todesopfer und über 127.000 Vertreibungen.

Die Reaktion auf internationaler Ebene ließ diesmal nicht lange auf sich warten. Ghana hat seinen südafrikanischen Geschäftsträger einbestellt und die Angriffe öffentlich verurteilt und dabei auf etwas hingewiesen, was mich persönlich echt zum Nachdenken bringt: Ghana hat während der Apartheid ANC-Aktivist:innen Schutz gewährt. Genauso wie Tansania, Sambia und Zimbabwe. Diese Länder haben südafrikanischen Menschen in ihrer dunkelsten Stunde Zuflucht geboten. Sie haben Gemeinschaftswillen gezeigt. Der, der eigentlich auch weiterhin gefeiert und gelebt werden sollte, wie ich finde. Aber nun werden Menschen aus genau diesen Ländern mit Misstrauen und Gewalt empfangen.

Ghana hat die Situation inzwischen sogar auf die Tagesordnung des Afrikanischen Union-Gipfels gebracht und afrikanische Botschafter haben die Feierlichkeiten zum Africa Day 2026 in Südafrika aus Protest boykottiert. Wenn ich mir sowas in den Nachrichten oder Medien anhören bzw. durchlesen muss, kommen natürlich Fragen auf, die mich einfach nicht loslassen und teilweise auch Unverständnis in mir wecken: Warum hat die Politik über 30 Jahre nicht längst Veränderung bewegt? Warum greift die Polizei nicht ein, wenn Menschen auf offener Straße attackiert werden? Und warum müssen Menschen immer erst zu Gewalt greifen, um gehört zu werden? Habe ich darauf Antworten? Nein, für Jetzt sind sie einfach nur Fragen, die gefragt werden dürfen. Ich habe nur die Überzeugung, dass Verzweiflung und Mitgefühl sich nicht dauerhaft ausschließen dürfen.

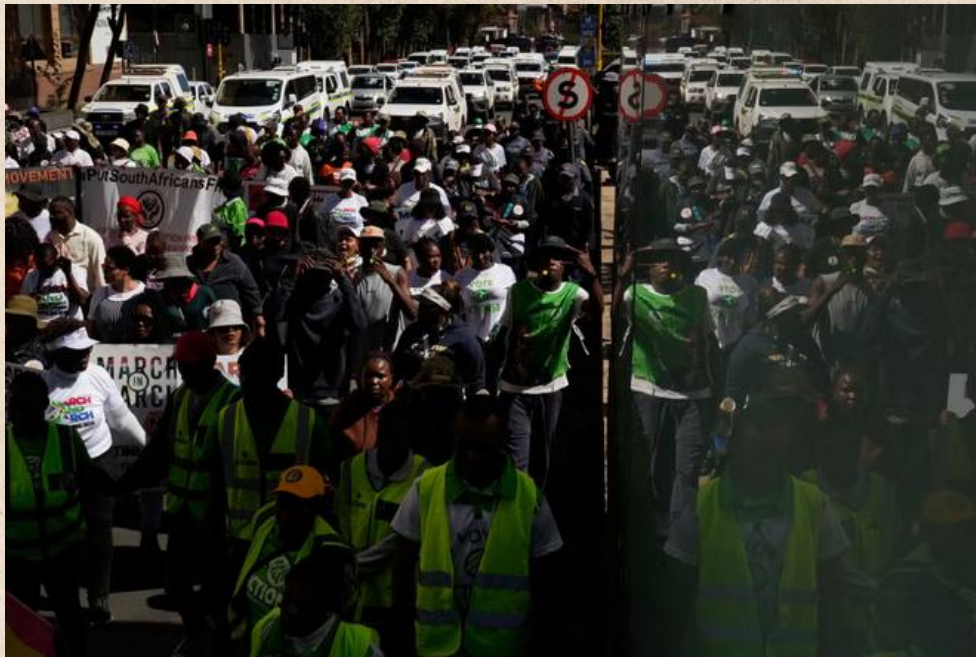
Diese Ungleichheit zu bekämpfen, wird zusätzlich durch ein weiteres, vielleicht eher weniger sichtbares Phänomen erschwert: den Brain Drain. Manche Menschen, die ihr Studium oder ihre Ausbildung hier in Südafrika abschließen, verlassen das Land; nicht, weil sie es nicht lieben, sondern weil die momentanen Strukturen sie nicht halten können. Laut den Vereinten Nationen leben bereits 914.000 Südafrikaner:innen im Ausland, vor allem in Großbritannien, Australien und den USA. Schätzungen zufolge könnten in den kommenden Jahren bis zur Hälfte aller Hochschulabsolventen auswandern: Ärzt:innen, Lehrer:innen, Ingenieur:innen, Sozialarbeiter:innen. Eben genau jene Menschen, die Südafrika so dringend bräuchte. Es ist ein Teufelskreis: Die Ungleichheit, die das Apartheid-Erbe hinterlassen hat, treibt die Qualifiziertesten fort und ihr Weggang macht es noch schwerer, eben diese Ungleichheit zu überwinden.

Ich schreibe jetzt so viel über Dinge, die scheitern und es hört sich auch alles negativ geprägt an. Was wir aber nicht vergessen dürfen ist, dass dies nur eine Perspektive ist, dass es eben auch zahlreiche positive Momente gibt, die es vielleicht nicht in die Headlines der nächsten Zeitungen schaffen, die die Menschen trotzdem in ihrer Gemeinschaft stärken, so klein diese Momente auch sein mögen. Und das bewundere ich an den Menschen, die ich hier bisher getroffen haben: sie schöpfen Kraft, Hoffnung und Lebensfreude aus den kleinen Momenten. Sie sehen zwar die negativen Nachrichten, nehmen sie ernst, reden auch darüber, versinken aber nicht in einer Spirale der Negativität, sondern legen ihren Blick auf etwas kleines Positives. Ob es jetzt ein Kompliment auf der Straße ist, ein Gespräch mit einem Fremden oder, so komisch sich das jetzt anhören mag, in meinem Fall, das gemeinsame Aufräumen nach dem Gründonnerstag Gottesdienst. Und sind das riesen große Ereignisse? Nö. Absolut nicht. Können sie trotzdem den Tag ein wenig heller machen? Definitiv! Denn manchmal liegt das Glück und die Gemeinschaft auch in den kleinen Momenten, die nicht von Anfang an offensichtlich sind.

Bevor ich jetzt in das nächste Kapitel springe, möchte ich an dieser Stelle ehrlich mit euch sein: Xenophobie und Brain Drain habe ich nicht direkt erlebt. Mein Alltag spielt sich in einer deutschen Gemeinde mitten im Stadtzentrum ab; weit entfernt von den Communities, weit entfernt von den Spannungen, über die ich hier schreibe. Was ich kenne, sind Berichte, Gespräche, Nachrichten. Und das Unbehagen, über etwas zu schreiben, das ich nur vom Rand aus betrachtet habe. Aber Schweigen wäre auch falsch, denn das Thema existiert, auch wenn es an meiner kleinen deutschen Blase vorbeizieht. Und genau darin liegt vielleicht die ehrlichste Erkenntnis dieser Monate: Kapstadt ist nicht eine Stadt. Es sind viele Städte gleichzeitig, die aufeinander treffen. Realitäten, Menschen, Geschichten, Phänomene,...

Ich habe zwar zwischendurch kleinere Einblicke in andere Welten gehabt, aber wirklich kennengelernt habe ich nur eine. Nämlich die europäisch geprägte, die, über die viele sagen: „Ja, das ist mein Traumziel!“. Ich lebe in einer Blase. Einer privilegierten, geschützten, deutschen Blase mitten in einer der ungleichsten Städte der Welt. Und alle Themen, die ich hier beschrieben habe, habe ich durch Recherche aufgearbeitet, weil ich es wichtig finde, sich mit den aktuellen Themen eines Landes, in dem man gerade selbst 10 Monate gelebt hat, auseinander zu setzen und eben nicht in seiner eigenen kleinen Blase zu bleiben.

(* ; **)



*Zu Xenophobie: <https://www.hrw.org/news/2026/05/20/south-africa-new-waves-of-xenophobic-attacks> ;
<https://gjia.georgetown.edu/2024/05/26/xenophobia-a-pervasive-crisis-in-post-apartheid-south-africa/>

** Zu Brain Drain: : <https://businesstech.co.za/news/business/739471/new-data-rings-the-alarm-over-south-africas-brain-drain/> ;
<https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC10839150/>

Alltag in der Einsatzstelle: Zwischen Schule und Gemeinde

Mein Alltag in eben dieser Blase bietet für tiefere Einblicke in die gesellschaftlichen Spannungen leider wenig Raum, da ich die meiste Zeit entweder an der deutschen Gemeinde oder an der deutschen Schule arbeite. Diese beiden Systeme haben ihre ganz eigenen Realitäten, was ich keineswegs negativ meine. Sie sind um weiten auch nicht perfekt. Aber welches System ist das schon? Sie sind meine Arbeitswelt und ich arbeite gerne in ihnen. Klar läuft es nicht immer so, wie ich mir das vorstelle und an manchen Tagen habe ich auch nicht so viel Motivation, um aus dem Bett aufzustehen. Das ist aber wirklich selten der Fall! An den aller meisten Tagen freue ich mich auf die Aufgaben, die mich erwarten. Aber was mache ich eigentlich genau? Bevor ich diese Frage für euch beantworte, noch ein kleiner Hinweis am Anfang: was ich über meine Aufgabenbereiche schreiben möchte, beschreibt keinen typischen Freiwilligendienst. Das sage ich nicht als Beschwerde, sondern als ehrliche Einordnung. Ein Freiwilligendienst wird üblicherweise als unterstützender Dienst beschrieben und genau so habe ich ihn auch erlebt, in der St. Martini Gemeinde und an der Deutschen Schule Kapstadt. Ich durfte mit sehr viel Vertrauen und Freiraum arbeiten, eigene Ideen einbringen und Angebote mitgestalten, immer eingebettet in ein Team, das hinter mir stand und die Verantwortung mitgetragen hat. Dieses Vertrauen war ein Geschenk – und gleichzeitig auch eine kleine Lernaufgabe für mich selbst. Denn ich merke: Ich bin jemand, der mit ganzem Herzen bei der Sache ist. Wenn mir ein Projekt wichtig ist, will ich es gut machen, denke es mehrfach durch, feile daran und manchmal habe ich dabei auch an einem freien Tag noch weitergearbeitet, einfach weil es mir Freude gemacht hat und am Herzen lag. Mit der Zeit habe ich gelernt, mir selbst dabei liebevoller zu begegnen: dass es reicht, sein Bestes zu geben, ohne sich in allem gleichzeitig zu verausgaben. Diese Erkenntnis; dass Selbstfürsorge kein Widerspruch zu Engagement ist, sondern ihn erst möglich macht; gehört für mich zu den schönsten Lektionen dieses Jahres. Was ich euch mitgeben möchte: Das hier sind ganz meine eigenen Erfahrungen und mein ganz eigener Umgang mit mir selbst. Sie erzählen nichts darüber, wie euer FIJ aussehen wird – jeder Mensch bringt sich anders ein, und das ist auch gut so. Vertraut einfach darauf, dass ihr euren eigenen Weg findet.

Wer meinen ersten Rundbrief gelesen hat, erinnert sich vielleicht noch an meine anfänglichen Aufgabenbereiche: Kinderandachten im Kindergarten, Kids Faith Club, Youth Hangout, Kindergottesdienste. Das Meiste davon, wie die Kindergottesdienste, ist so geblieben, einiges hat sich aber im Laufe der Zeit auch ein kleines Stück verändert. Beispielsweise die Kinderandachten: Die habe ich inzwischen wieder an Corinna, eine ehemalige Erzieherin des Kindergartens, übergeben. Ich hatte zwar viel Spaß mit den Kindern die Andachten zu gestalten, aber auf lange Sicht hätte ich das nicht noch in meinen Arbeitsalltag mit einbinden können, ohne dass es für mich in Stress ausgeartet wäre. Mit der Übergabe an Corinna konnte ich mich nämlich so mehr auf andere Projekte konzentrieren. Und eines dieser Projekte hat sich zu einem echten Herzstück meiner Zeit hier entwickelt.



Kindergottesdienst

Seit Januar bin ich zweimal pro Woche an der Deutschen Schule Kapstadt (DSK) tätig, im sogenannten Star Centre. Das Star Centre ist der pädagogische Teil der Schule. Heißt hier arbeiten unter anderem Schulpsycholog:innen, Logopäd:innen, Sonderpädagog:innen und Lernbegleiter:innen, die ihren Fokus auf die sozial-emotionalen Herausforderungen der Schüler:innen legen. Die Deutsche Schule kann sich wirklich glücklich schätzen, ein solch starkes Team im Haus zu haben und auch das möchte ich nicht unerwähnt lassen: Dass die Deutsche Schule das Star Centre überhaupt hat, ist ein unfassbares Privileg. Es ist definitiv nicht der Standard hier in Südafrika ein mehrköpfiges pädagogisches und psychologisches Team an der Schule zu haben. Dadurch kann die Schule wirklich viele Profite herausholen und momentan ist das pädagogische Team auf einem guten Weg dahin, die DSK zu einer pädagogisch-wertvollen Umgebung für Schüler:innen zu gestalten. Strukturen werden verändert, Konzepte werden erstellt, Schüler:innen werden begleitet und die Lehrer:innen werden über psychische Gesundheit aufgeklärt (auch wenn das mal mehr oder weniger bei manchen Lehrer:innen hängen bleibt...). Was genau also habe ich dort zu tun? Eigentlich ist es recht unspektakulär, muss ich sagen. Hauptsächlich plane und führe ich Workshops durch. Die meisten habe ich in der Grundschule angeboten, einen in der Mittelstufe – zu Themen wie gesunde Beziehungen aufbauen, Gefühle verstehen, Gruppengefühl stärken. Hier und da führe ich auch Beratungsgespräche, aber die Workshops sind das, was meine Arbeit wirklich ausmacht. Und auch wenn es sich jetzt erstmal ein wenig eintönig anhört, bereitet es mir dennoch Freude mit den Kindern zusammen zu arbeiten und zu sehen, wie viel schon eine Stunde ausmachen kann, was Beziehungsarbeit angeht auf jeden Fall. Die Kinder kommen mir mittlerweile strahlend auf dem Flur entgegen, wenn sie mich sehen. Manchmal ist sogar eine Umarmung drin. Am Anfang war ich mir unsicher, ob ich wirklich was erreichen kann, Vertrauen aufbauen kann, wenn ich nur zwei Tage die Woche an der Schule bin. Wenn ich jetzt auf die ganze Situation blicke, war die Unsicherheit unbegründet. Ja, es hat länger gedauert, von Kindern und Lehrer:innen aktiv wahrgenommen zu werden, und Vertrauen aufzubauen, aber ich würde sagen es hat trotz der wenigen Zeit an der DSK ganz gut funktioniert. Unter anderem dank der Hilfe von Janis, dem Leiter des Star Center. Über die Zeit hinweg, ist er zu einem zweiten Anleiter geworden, der mich immer Mal wieder zu Terminen mitgenommen hat, mich vorgestellt hat und der mir auch das Vertrauen schenkt Gespräche und Workshops alleine zu machen. Er gibt mir einen realen Einblick in die DSK, was ich sehr wertschätze und was mir auch den Alltag an der Schule erleichtert, weil ich weiß, in welchem System ich wirklich arbeite. Über die Zeit hinweg ist mir die Arbeit an der DSK echt ans Herz gewachsen und mittlerweile ist es zu einer Routine geworden, der ich mit einem Lächeln entgegen trete.



*Ausblick von der DSK auf Devils Peak
und das CBD*

Neben der Schule bin ich weiterhin im Youth Hangout und im Kids Faith Club tätig. In beiden Bereichen hat sich an sich nicht viel verändert. Im Youth Hangout plane ich weiterhin Abendprogramme und übernehme viel Verantwortung für den Ablauf des Hangouts, die Anleitung von Jugendlichen und die Kooperationen zu anderen Institutionen. Die momentane Herausforderung, die mich zum Youth Hangout beschäftigt, ist der fehlende Zuwachs von Jugendlichen. Wir haben eine feste kleine Stammgruppe von Jugendlichen, die aber sehr unzuverlässig ist, wodurch nicht immer ganz sicher ist, ob ein Treffen zustande kommt. Und durch einen Vorfall im kirchenübergreifenden Camp letztes Jahr im Dezember, sind uns einige Jugendliche abgesprungen. Jegliche Werbung in der Umgebung hat bisher keinen Erfolg gebracht, um weitere Jugendliche zum Youth Hangout zu bewegen. Oftmals stand die Frage im Raum, ob es das Ende der Jugend der St. Martini Gemeinde ist. Ich glaube noch nicht dran, dass es das Ende ist. Solange noch Jugendliche kommen ist die Hoffnung noch da. Und für den fehlenden Zuwachs findet sich bestimmt auch eine Lösung. Es ist noch nichts verloren. Ich meine wir haben jetzt auch den neuen Bereich der Hangout Leaders, der sehr viel versprechend aufgebaut ist. Diese Gruppe besteht aus sechs jungen Erwachsenen über 18 Jahren, die ich momentan anleite, mit dem Ziel, dass sie den Youth Hangout ab meiner Ausreise übernehmen. Ich mache mich mit ihnen also ersetzbar, sodass der Hangout trotz meiner Abwesenheit weiter laufen kann. Und alle von ihnen bringen ihre eigenen Lebenserfahrungen und Ideen mit ein, sodass ganz neue Strukturen entstehen können, die es vielleicht braucht, um die wöchentlichen Treffen wieder mit mehr Jugendlichen zu füllen. Bisher läuft das gut und es ist ein schönes Gefühl zu wissen, dass das, was hier entstanden ist, auch ohne mich weiterlebt.

Und dann ist da noch der Kids Faith Club. Hier ist von den Rahmenbedingungen alles noch gleich geblieben. Ich plane und führe weiterhin Angebote zusammen mit Petra, der katholischen Kollegin, durch. Mittlerweile habe ich da eine ganz gute Struktur rein gebracht, die den Kindern Sicherheit bringt. Beispielsweise habe ich fünf Regeln aufgestellt, die sich anhand von fünf Fingern visualisieren lassen. Da haben wir einmal den Daumen, der passt auf die kleinen Kinder auf. Der Zeigefinger steht für den gegenseitigen Respekt. Der Mittelfinger ist mutig und traut sich seine Meinung zu sagen. Der Ringfinger liebt Gemeinschaft, weswegen wir auch immer zusammen in einer Gruppe essen. Und der kleine Finger? Der liebt Ordnung! Heißt wir räumen immer auf, wenn wir den Raum verlassen. So und jetzt dürft ihr drei Mal raten, welche Regel sich die Kinder am besten merken können? Natürlich die Regel des Mittelfingers, der bringt bis heute noch das Lachen aus den Kindern heraus! Mit diesen Regeln und ganz vielen Gruppenspielen haben wir uns auf unseren Waldausflug vorbereitet. Die Kinder haben gelernt, wie sie in einer Gruppe zusammen arbeiten und was es heißt sich auf andere und sich selbst zu verlassen. Das sollte erstmal Grundlage sein, bevor wir mit ihnen zusammen in den Wald fahren. Am 29.05. war es dann soweit; wir sind zusammen mit den Kindern an der Deutschen Schule losgefahren. 15 Minuten später, waren wir im Glen, einem kleinen Waldstück in Camps Bay. Gestartet sind wir mit einem kleinen Picknick, mit ganz viel selbst mit gebrachten Snacks und Getränken. Danach haben wir verstecken gespielt, aber ein wenig abgewandelt. Ich habe die Gruppe in zwei Teams aufgeteilt; ein Team hatte zehn Minuten Vorsprung, legte Hinweise, wo sie lang gelaufen sind und versteckte sich tief im Wald. Das andere Team musste suchen. Wir sind über Wurzeln gestiegen, unter umgefallenen Bäumen und über Bäche gesprungen. Die Kinder sind hin- und hergerannt, voller Energie, hatten den Spaß ihres Lebens (auch wenn es zwischendurch ein paar Streitereien gab).

Ja und ich? Ich bin hinterhergekröchen wie eine alte Oma, der die Sauerstoffflasche ausgegangen ist. Aber es hat Spaß gemacht. So viel Spaß, dass der nächste Ausflug schon in Planung ist. Jetzt gerade üben wir aber erstmal einen Sketch ein, bei dem die Kinder ihre schauspielerischen Talente testen können. Seit 4 Wochen sind wir schon am üben und weiter spinnen von diesem Sketch. Eigentlich war es nur eine Idee von mir, die geplant war für einen Freitag. Die Kinder hatten da aber so viel Spaß daran, dass wir das jetzt weiter führen.

gemeinsames



Picknicken

Das ist das Aktuellste aus der Einsatzstelle der St. Martini Gemeinde, was ich euch erzählen kann. In Zukunft steht eine Ferienbetreuung für Kinder von vier bis 10 Jahren an, für die ich mich gerade in der Planung befinde. Bisher steht der grobe zeitliche Rahmen, als auch eine Ideensammlung welche Angebote umgesetzt werden können. Ich freue mich und bin gespannt auf das was noch in meinen letzten zwei Monaten auf mich zu kommen wird.



Meine Gefühlswelt: Zwischen Heimweh, Ankommen und Loslassen

So. Jetzt kommt der komplizierte Part. Die Gefühle. Und da muss ich einräumen: Ich weiß manchmal absolut nicht, was ich fühlen soll. Ich gehe am Meer spazieren, weil ich Heimweh hatte und dann stehe ich da, schaue aufs Wasser hinaus und denke mir, während mir eine Träne über die Wange rollt: Eigentlich will ich hier gar nicht weg. Gut Lina, willst du dich jetzt Mal entscheiden, was du fühlen möchtest? Ich würde mich ja gerne entscheiden. Oben oder unten; rechts oder links; Heimat oder Südafrika... Aber so sehr ich es auch versuchen, es funktioniert nicht; ich kann mich nicht entscheiden. In dem einem Moment sage ich meinen Freund:innen „Leute ich freue mich so euch wieder zu sehen!!“, was ja auch nicht falsch ist. Im Gegenteil, ich freue mich ja wirklich. Zwei Minuten später, stehe ich aber mit meinen Kolleg:innen in der Kirche und denke gar nicht mehr darüber nach, was ich meinen Freund:innen gerade eben noch gesagt habe. In dem Moment kann ich mir kein anderes Leben vorstellen, als das was ich hier gerade lebe. Es geht aber auch anders rum; dass ich irgendwo unterwegs bin, die schönste Zeit meines Lebens habe und dann auf einmal kommt der Gedanke „Wie schön es jetzt wäre, meine Familie, meine Freund:innen dabei zu haben“. Und Zack, ist das Heimweh wieder da. Vor allem jetzt in den letzten Zügen des Freiwilligendienstes werden diese Stimmungsschwankungen immer präsenter, weil der Moment des Abschieds immer näher rückt und ich falle wieder in das Muster rein, dass ich den Abschied einfach wieder verdränge, so tue als würde er nicht doch irgendwann kommen. Aber ganz umgehen kann ich ihn nicht, den Gedanken an „Du musst dich verabschieden und du kannst die Tage dahin schon zählen“. Langsam beginnen auch die Vorbereitungen für die Rückkehr nach Deutschland; Jobsuche, Souvenirkäufe, Bucketlist checken, ob noch was fehlt. Das Ende ist real und greifbar. Und ständig stehen sich die beiden Fragen gegenüber: Möchtest du überhaupt zurück nach Deutschland? Was hält dich hier in Südafrika?

Mit den ganzen Gedanken, gehen natürlich auch Ängste mit einher, die sich teilweise noch schwerer greifen lassen, wie das Ende des Freiwilligendienstes. Wovor ich Angst habe? Davor, in mein altes Leben zurückzugehen... weil es sich an fühlt, als wäre es ein komplett neues. Irgendwie widersprüchlich? Ja, schon. Das Leben in Deutschland war das, was ich 22 Jahre lang gelebt habe. Ich kannte nie ein anderes. Über die letzten Monate habe ich neue Seiten von mir, von der Welt kennengelernt, bin andere Wege gegangen, habe ein neues Leben geführt. Ein Leben, was ich mir selbst aufgebaut habe. Mein Leben. Und das hat etwas in mir gemacht, was ich nicht beschreiben kann. Ich habe gelernt alleine klar zu kommen, habe Probleme versucht alleine zu lösen, habe neue Freundinnen kennengelernt, die nur die jetzige Version von mir kennen. Ich habe mir selbst so viel bewiesen und gleichzeitig habe ich das Gefühl, dass ich erst jetzt richtig anfangen das Leben hier zu leben, Beziehungen zu vertiefen und meine Routine zu perfektionieren. Und ihr wollt mir sagen, dass diese Ära im August, in zwei Monaten, einfach vorbei ist? Dass das Leben, mein Leben, hier nie mehr so existieren wird, sobald ich in diesen Flieger steige? Dass weitere Freiwillige kommen, die meinen Platz einnehmen, in meiner momentanen Wohnung leben? Dass ich in eine Realität zurück gehen muss, in der sich die grundlegenden Strukturen nicht verändert haben? Oder doch verändert haben, aber ich habe davon nichts mit bekommen? Oder habe ich mich so sehr verändert, dass ich nicht mehr in die Strukturen in Deutschland hinein passe? Entfernen sich Freund:innen von mir, weil ich mich nicht so häufig gemeldet habe? Fühle ich mich in Deutschland dann überhaupt noch zu Hause?

Das ist momentan echt eine harte Nuss, die sich nur schwer knacken lässt... Fragen über Fragen und meine größte Angst dahinter: Zurück in meine Heimat zu kommen und mich dort nicht zu Hause zu fühlen. Ich habe mich neu gefunden, eine Rolle für mich geschaffen, die für mich passt. Und natürlich sagt mein Herz: Lina geh nach Hause, da gehörst du hin. Und in gewisser Weise hat es Recht; ich gehöre zu meiner Familie und zu meinen Freund:innen, genauso wie eine Mohnblume zu ihren Wurzeln gehört. Aber die Frage ist: Habe ich mich entfremdet von der Heimat, die ich kenne? Allein die Möglichkeit, dass die Antwort „Ja“ sein könnte, macht mir unfassbare Angst. Welche Rolle werde ich in Deutschland einnehmen? Brauchen meine Freund:innen mich in dieser neuen Rolle überhaupt noch? Ich weiß es nicht. Und ich glaube, das Nicht-Wissen ist gerade das Schwerste. Aber ich trage auch die Hoffnung in mir, dass echte Verbindungen den Abstand überstehen, dass Freundschaften, die zählen, sich neu einstellen können. Und dass ich vielleicht nicht zurückkomme in mein altes Leben, sondern in ein neues Kapitel davon.

Ob ich bereit bin, das neue Kapitel anzufangen? Jetzt momentan nicht so wirklich, aber ich weiß, dass es für mich das Richtige sein wird, dieses Kapitel aufzuschlagen. Ich bin unfassbar dankbar für meine Zeit hier, für die Menschen, die meine Zeit so viel einfacher gemacht haben, für die kleinen Momente, in denen ich mich gefunden habe. Ich werde diese Erinnerungen immer in meinem Herzen aufbewahren und auch Kapstadt als Ort wird dort seinen Platz finden. Aber meine Heimat ist woanders. Ich kann die Stadt und die Menschen, tief lieben und trotzdem wissen, dass die eigenen Wurzeln anderswo liegen. Eben wie eine Mohnblume, die für einen Weile im Wind eines anderen Landes getanzt hat und jetzt zurück kehrt zu dem Boden, aus dem sie gewachsen ist.

Zurück reisen werde ich definitiv mit mehr Fragen als Antworten, das steht jetzt schonmal fest, nicht nur im Hinblick auf meinen ganzen Gefühle, sondern auch im Bezug auf das Wissen zum Land. Ich habe dieses Land nur von einem Ausschnitt aus gesehen; einem privilegierten. Eine deutsche Gemeinde, eine gesicherte Wohnsituation, ein europäischer Pass in der Tasche. Ich habe viel gelesen, viel gehört, viel nachgedacht. Und trotzdem weiß ich, dass mein Bild unvollständig ist. Vielleicht ist das die wichtigste Erkenntnis, die ich mitnehme: Bescheidenheit darüber, wie viel ich nicht weiß. Und gleichzeitig die Überzeugung, dass Schweigen keine Alternative ist. Kapstadt hat mir gezeigt, wie komplex Ungerechtigkeit ist und wie viel Kraft es braucht, trotzdem füreinander da zu sein. Diese Stadt ist voller Widersprüche und ich habe versucht, sie alle zu sehen, so gut ich konnte.

Und damit, schreibe ich zum letzten Mal: Ich bin gespannt was mich noch erwarten wird in der Zukunft! An alle, die mich in dieser Zeit begleitet haben, in welcher Form auch immer: ein riesen großes Danke!

